

und Physiker eingeladen. Der Diskussion wurde mehr Raum gegeben, als dies bei früheren Kongressen üblich war. Als ein geglücktes Experiment kann man die sogenannten Poster-Sessions bezeichnen. Hier wurden, ähnlich wie bei einer mittelalterlichen Disputation, einige wenige Thesen angeschrieben, die dann in freier Rede erläutert wurden und von den zufällig Hinzukommenden

diskutiert werden konnten. Das Klima war geprägt von der Bereitschaft zur persönlichen Begegnung, die für die Philosophen selten genug ist. Es gab viel amerikanische Prominenz zu begrüßen. Große alte Männer gaben vor den Lampen der Fernsehkameras die Weisheiten der gelernten Weisen zum besten, A. J. Ayer Oxford war in einem Abendvortrag zu hören. *Eckhard Nordhofen*

## Zeitbericht

# „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“

## Der 85. Deutsche Katholikentag in Freiburg

Die deutschen Katholikentage waren, seit der erste von ihnen im Revolutionsjahr 1848 stattfand, oft in ihrer Geschichte Seismographen. Sie machten Stimmungswechsel und Bewußtseinsveränderungen in Kirche und Gesellschaft vernehmbar, brachten untergründig Wirksames an die Oberfläche, zeigten an, was die Stunde geschlagen hatte. Ihre Zeitanzeige war um so deutlicher, je mehr sie sich auf ein bestimmtes Anliegen, eine umschreibbare Sachlage bezog. Der 85. Deutsche Katholikentag, der vom 13. bis 17. September in Freiburg stattfand, hatte eine Themenstellung, wie sie umfassender nicht hätte sein können. Mit dem Gotteswort aus dem Propheten Jeremia „Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben“ als Motto stellte er die Gegenwart – in ihren kirchlichen und gesellschaftlichen Dimensionen – unter das Zeichen der Hoffnung.

Mit diesem Motto war der Katholikentag nicht auf einer Hoffnungswelle mitgeschwommen, wie es sie – vielleicht – vor 10 Jahren in allgemeiner Reformbegeisterung, dem Mut zu neuen Ufern und entsprechenden theologischen Entwürfen gegeben haben mag. Er hatte im Gegenteil dieses Motto „antizyklisch“ in eine Zeit gestellt, in der Skepsis an der Tagesordnung ist, in der alle möglichen Zukunftshoffnungen in die Krise geraten sind, in der viel mehr Menschen nicht mit Optimismus, sondern mit Angst in die Zukunft schauen. Und er hat unter dieses Motto praktisch alle Themen und Probleme gestellt, die derzeit im Schwange sind: kirchliche, pastorale, theologische, innenpolitische, außenpolitische, gesellschaftspolitische, individuelle ethische und soziale ethische, die „vorletzten“ ebenso wie die „letzten“ Dinge. Die Ergebnisse einer Sonde zu registrieren, die gleichzeitig fast überall angesetzt wurde, ist nahezu unmöglich. Ein resümierender Bericht kann nur Grundlinien dessen nachziehen, was ein als „Generalüberholung“ konzipierter Katholikentag zu sagen hatte.

Das Veranstaltungsprogramm war schier unübersehbar, erwies sich aber als zu schmal (Zusatzveranstaltungen und Wiederholungen mußten angeboten werden). Denn der Katholikentag und sein Motto hatten eine – in diesem Umfang nicht erwartete – geradezu unwahrscheinliche Anziehungskraft entwickelt. Das schon lange vorher abzusehende außerordentlich starke Interesse hatte sich bis unmittelbar vor Beginn des Katholikentages noch ständig gesteigert, und schließlich war eine Zahl von 28 000 Dauerteilnehmern erreicht – zum Vergleich: beim letzten Katholikentag 1974 in Mönchengladbach (vgl. HK, Oktober 1974, 543 ff.) waren es keine 5000. Zu den drei Großveranstaltungen am Wochenende – Europa-Kundgebung, Schlußgottesdienst, Hauptkundgebung – kamen zwischen 50 000 und 75 000 Menschen. Fast überall stellte die junge Generation das größte Kontingent der Teilnehmer.

## Ein frommes Fest

Jugendlichkeit, Festlichkeit, Frömmigkeit – diese drei Größen prägten das Erscheinungsbild des Katholikentages, das insofern durchaus seinem Motto entsprach. Freiburg war ein ausgesprochen *jugendlicher Katholikentag*. Die mit Abstand am stärksten vertretene Altersgruppe waren die 15–20jährigen, und zwar – wie es schien – hauptsächlich Schüler, weniger junge Arbeitnehmer. Sie sorgten dafür, daß der Katholikentag, was seine räumlichen Möglichkeiten betraf, aus allen Nähten platzte (kaum ein Forum, kaum ein Vortrag, kaum ein Gottesdienst, die nicht überfüllt gewesen wären). Und sie sorgten für eine Atmosphäre der Spontaneität, der Ungezwungenheit und Offenheit. Obschon die Unterschiede in Denkweise und Lebensstil zur mittleren und älteren Generation nicht zu übersehen waren, nahmen diese Differenzen so gut wie nie aggressive Formen an. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der diese Jugendlichen sie selber sein wollten,

schienen sie die anderen zu akzeptieren und von ihnen akzeptiert zu werden.

Weil dem so war, konnte die Jugendlichkeit des Katholikentags auch zu seiner *Festlichkeit* beitragen. Daß eine überproportional vertretene Jugend für gelöste Stimmung sorgt, ist klar. Auf dem Münsterplatz – und im Münster selbst – wäre sicher nicht getanzt worden, wenn die Jugendlichen – wie an normalen Sonntagen in durchschnittlichen Kirchen – nur eine unscheinbare Gruppe gewesen wären. Aber das war es nicht allein. Gewiß war bei dem auf die Jugend, wenn auch nicht nur auf sie, zugeschnittenen Abend „Vergiß die Freude nicht“ mit nachdenklichem Sacro-Pop und viel religiöser Stimmungsmusik die fröhlich-fromme Begeisterung besonders groß, aber auch der Nachmittag der älteren Generation mit Kundgebung und Eucharistiefeyer strahlte Gelöstheit und Feierlichkeit aus. Das gilt auch – obwohl es gerade da nicht leicht zu realisieren ist – für die beiden abschließenden Großveranstaltungen: Schlußgottesdienst und Hauptkundgebung.

Zu dieser Festlichkeit haben natürlich der südliche Charme von Freiburg, die Gastlichkeit dieser Stadt und ihrer Bewohner das Ihrige beigetragen. Und – in seiner Wirkung nicht zu unterschätzen – es gab von Mittwoch bis Sonntag nichts als Sonne und blauen Himmel. Zu all diesen günstigen Voraussetzungen kam, daß der 85. ein *frommer Katholikentag* war. Bereitschaft zu Besinnung und Stille, aber auch zur liturgischen Feier gab den Freiburger Tagen mit das Gepräge und spielte für das Aufkommen gelöster Feiertagsstimmung zweifellos eine wichtige Rolle. Die zahlreichen Gottesdienste waren durchwegs stark besucht bis überfüllt, dasselbe läßt sich für die anderen geistlichen Angebote sagen: Wortgottesdienste, Meditationen, Gebetsgottesdienste. Das geistliche Zentrum, das Gelegenheit zu Schriftgesprächen in kleinen Kreisen (die sich freilich schnell bis auf 60 Teilnehmer ausdehnten), zu Gruppengesprächen, zum Austausch mit Geistlichen, zu Beratung in psychischen Problemfällen sowie zu Beichte und Anbetung bot, war bis in die Nachtstunden hinein eine vielgefragte Anlaufstelle. Das Münster war so gut wie den ganzen Tag „besetzt“.

Fromm – das heißt vor allem, daß der vielstimmige Chor Katholikentag sachlich einen Cantus firmus hatte, der zwar nicht immer hörbar war, der aber immer wieder angestimmt wurde: gemeint ist das „Ich“ in dem als Motto gewählten Jeremia-Wort. Der Bogen spannte sich von der Eröffnung auf dem Münsterplatz bis zur Hauptkundgebung. Beim Auftakt des Katholikentags verlas der päpstliche Nuntius, Erzbischof *Guido del Mestri*, eine Grußbotschaft des neuen Papstes *Johannes Paul I.*, in der der Papst seine Sorge um die Zukunft des Menschen ausdrückte und dazu aufrief, den Menschen glaubhaft zu verkünden, welchen unermesslichen Wert sie darstellten und wie dieser Wert nur in Gott grundgelegt sein könne. Der Katholikentag setze gegen Kleinglauben und orientierungslose Müdigkeit das Zeichen der Zuversicht und Hoffnung. Im selben Sinn hatte der Aachener Bischof *Klaus Hemmerle* bei seiner Begrüßungsansprache an die

Katholikentagsteilnehmer angesichts des Turms des Freiburger Münsters gesagt: „Auch heute brauchen wir den Finger, der über alles bloß Nützliche und Brauchbare hinausdeutet aufs Geheimnis – nur so können wir Welt und Zukunft menschlich und hoffnungsvoll gestalten. Auch heute ist dieser Münsterturm Zeichen von Tradition, das in die Zukunft weist; denn er bezeugt den, der allein Zukunft eröffnen kann.“ Es gebe nur die Hoffnung und die Zukunft, „die wir uns geben lassen von dem, über den wir nicht verfügen können“. Diese Hoffnung brauche heute einen Turm aus lebendigen Bausteinen. „Nicht einen Festungsturm, in den wir uns ängstlich verkriechen. Nicht einen Turm von Babel, mit dem wir unsere eigene Macht und Herrlichkeit selbstsicher darstellen. Sondern einen Münsterturm.“ Er könne „emporwachsen und zum Himmel deuten“, „wenn einer den anderen trägt, wenn einer dem anderen gibt und vom anderen empfängt, wenn wir uns gemeinsam auf den hin orientieren, der größer ist als wir“.

War bei der Eröffnungsansprache von Bischof Hemmerle der Grundton, daß der Mensch Gott „braucht“, um seine Menschlichkeit bewahren und Hoffnung wieder gewinnen zu können, so stand in der Schlußrede des Präsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, Prof. *Hans Maier*, vor allem die Umkehrung der Melodie des Cantus firmus im Mittelpunkt: „Gott braucht den Menschen“, und zwar gerade den heutigen; Menschen, „die anderen an die Hand gehen, die gut zu ihnen sind und ihnen helfen“; er brauche die Christen heute in der Politik, er brauche sie in Europa, in der Dritten Welt, er brauche sie in dieser Zeitenwende für die Zukunft der Welt.

## Hoffnung in vielen Farben

Die Variationen, die dazu angestimmt – oft mehr angesungen als zu Ende gesungen – wurden, waren ohne Zahl. Darunter kehrten solche immer wieder, die sehr ausdrücklich auf den Cantus firmus zurückkamen, die also direkt die Dimension von Glaube und Theologie ansprachen. Man war ja auch bei der Vorbereitung davon ausgegangen, daß der Katholikentag sichtbar machen sollte, was die Christen als Zeugnis ihres Glaubens in die gegenwärtige Situation hinein zu sagen haben. Mehr als möglicherweise von manchen erwartet, zeigte sich dabei, daß die Christen auch darin nicht einfach unisono singen bzw. mit einer Stimme sprechen, sondern daß das, was sie von ihrer Hoffnung sagen, durchaus verschiedene Farben hat, wenn auch vielleicht nicht ganz so viele wie das Katholikentagselement, die bunte Rosette.

Da war zunächst der unmittelbare Rückbezug auf die Quellen. In einer „Bibelarbeit“ – eine Mischung aus Vortrag und Anleitung zur Besinnung – wurde das Katholikentags-Motto aus Jeremia ausgelegt (Prof. *Alfons Deissler*, Freiburg); sie stellte das Wort mit seinem Kontext zugleich in seine Entstehungszeit und in die unsere. Das Wort richtet sich ursprünglich an das im babylonischen Exil lebende Volk Israel, das in zweierlei Gefahr stand: der

Gefahr, dem Zweifel zu erliegen, ob nicht doch der Gott Babylons größer ist als Jahwe, und der Gefahr, im Haß der Besiegten auf die Sieger zu resignieren. Doppelt ist auch die Antwort in der Predigt des Jeremia: sie verkündet zum einen, daß Gott es ist, der – nicht verfügbar, sondern verfügend – Zukunft schenkt, zum anderen, daß die Israeliten in ihrem Exil Zeichen der Hoffnung setzen sollen („baut Häuser, pflanzt Gärten, nehmt euch Frauen, zeugt Söhne und Töchter, sucht das Wohl der Stadt und betet für sie zum Herrn“; vgl. Jer 29, 5–7). Die Linien in die heutige Lage der Kirche hinein auszuziehen, konnte nicht schwerfallen, die Bestimmung ihres Auftrages ebensowenig: in ihrem Exil auf Gottes Verheißung zu hoffen, sie zu bezeugen und Signale der Hoffnung zu setzen in einer mutlosen Welt. „Lebendige Hoffnung muß lebendige Zuwendung werden.“ Man fragte sich angesichts dieser Bibelarbeit, die starken Zuspruch fand, ob nicht dieser Programmteil (bei dem übrigens auch der bekannte evangelische Pfarrer *Jörg Zink* mitwirkte) auf zukünftigen Katholikentagen weiter ausgebaut werden sollte, und ob nicht Kirchen und Gemeinden überhaupt wesentlich mehr öffentliche Auslegung der Schrift anbieten sollten.

Die Erinnerung an den Ursprung wurde im Programm des Katholikentags „angereichert“ durch die Erinnerung an *Hoffnungszeugnisse aus der Geschichte der Kirche*. In einer Vortragsreihe, die – entgegen allem Reden von fehlendem Geschichtsbewußtsein – großes Interesse fand, wurden exemplarische *Gestalten* (wie Augustinus und Franz von Assisi) und *Situationen* der Kirchengeschichte (von der Kirche des Ursprungs im Zeichen von Martyrium und Mission über die konstantinische Wende und die Umbrüche im Mittelalter bis herauf zu Kulturkampf, Widerstand im Dritten Reich und Nachkriegskatholizismus) als Wegweiser in die Zukunft dargestellt. Dabei wurde zwar vielleicht aus der Geschichte mehr Hoffnung zu schöpfen versucht, als sie geben kann, aber es fehlte auch die kritische, die „gefährliche“ Erinnerung nicht.

In einer *philosophisch-fundamentaltheologischen Grundlegung* stellte sich der Religionsphilosoph Prof. *Richard Scharffler* (Bochum) dem Hoffnungsthema. Er fragte nach dem für die biblisch-christliche Überlieferung konstitutiven Zusammenhang zwischen Hoffnung und Erinnerung. Erinnerung – so seine These – setze der Erwartung den Maßstab, als glückliche hält sie in einer sich schließenden Welt für die Erwartung eine Zukunft offen, als schmerzliche – „Nichts von dem, was an Entsetzlichem und Empörendem geschah, ist in der Wurzel getilgt, solange die Welt ist, wie sie ist“ – macht sie die Erwartung „radikal“. Im Gedächtnis des Glaubens fand Schaeffler glückliche und schmerzliche Erinnerung zu einer Einheit verbunden: im Zugleich der Erinnerung an Gottes Großtaten, besonders die Befreiung aus Ägypten, und an die Zerstörung des Tempels und alle folgenden Katastrophen der jüdischen Geschichte, im Zugleich der Erinnerung an die einmal geschehene definitive Überwindung des Un-

heilszusammenhangs durch Jesus Christus und an den Skandal des Kreuzes. Die daraus geborene Hoffnung richte sich „auf das Wunder, das mitten in der Welt, wie sie ist, jederzeit und auch heute geschehen kann, und zugleich auf das Ende dieser Welt im ganzen und die Schaffung eines neuen Himmels und einer neuen Erde“.

Die Verknüpfung der gegensätzlichen Formen von Erinnerung werde für den christlichen Glauben – der damit vom Verdacht einer bloßen „Naivität und glücklichen Blindheit“ freikommt – durch seine zentrale Aussage ermöglicht, daß das Unheil der Menschheit nicht dadurch überwunden wurde, „daß jemand protestierend aus ihm ausbrach, um für sich und für alle ein besseres Leben zu fordern“, sondern dadurch, „daß einer in ihn eintrat, um für sich und für seine Freunde dieser Welt des Unheils seine Solidarität zu erklären, ihr Todesschicksal anzunehmen und von seinen Freunden das ‚Gleichgestaltetwerden‘ mit diesem Tod zu verlangen“. Da in diesem Tod der Tod überwunden ist, ist das „gleichförmig werden“ Inhalt der christlichen Hoffnung und die Erinnerung an diesen Tod Danksagung. Diese Glaubensinterpretation hatte sich in der Diskussion sofort gegen den Vorwurf zu verteidigen, sie lasse die Dynamik der Praxis außer acht, während doch die Brisanz auch christlicher Hoffnung gerade im Handeln liege. Demgegenüber bekannte sich auch Schaeffler zur Hoffnung als einer „praktischen Tugend“, wandte sich aber dagegen, das eigene Handeln zum Maßstab der Hoffnung zu machen und die Gefährdung auch des bestgemeinten menschlichen Handelns durch seine Wirkungen zu übersehen.

Daß man über Zukunft und Hoffnung auch ganz anders reden kann, ohne daß man sich gegenseitig das orthodoxe Bekenntnis oder das tätige Engagement absprechen kann, zeigt das – parallel zu dem mit Schaeffler stattfindende – Forum mit Prof. *Johann Baptist Metz* (Münster). Bei ihm stand die Befürchtung im Mittelpunkt, die messianische Religion der Bibel sei im heutigen Christentum weithin zur „bürgerlichen Religion“ geworden, in der die messianische Zukunft aufs äußerste bedroht sei. Diese messianische Zukunft christlichen Glaubens bestätige nicht einfach unsere bürgerliche Zukunft, überhöhe und verkläre sie nicht, sondern schlage in sie ein als „Unterbrechung“, die „unsere mit sich selbst versöhnte Gegenwart stört“ und die biblisch Umkehr, *metanoia*, heißt. Diese Umkehr finde nicht statt, aus der Gnade der Umkehr werde oft die Nachsicht „mit dem Status quo unserer Herzen“. Die Theologie verkünde dann „undialektisch den Primat der Versöhnung und Barmherzigkeit“, reinige das eschatologische Bewußtsein von „Gefahren, Katastrophen und Widersprüchen“, womit sie „unserer Gegenwart ungewollt ein Zeugnis ihrer religiösen, moralischen und politischen Unschuld“ ausstelle und sie von dem Verdacht befreie, „sie könne ohne Umkehr womöglich ungerettet bleiben“. Unter diesem Vorzeichen werde Hoffnung zur erwartungslosen Hoffnung und auch die Liebe verliere mehr und mehr den messianischen Charakter, der den Christen in der Gestalt Jesu Maßstab ist. „Die Universalität dieser

Liebe besteht nicht im Verzicht auf Parteilichkeit, sondern in der Art, wie sie Partei ergreift, nämlich ohne Haß und Menschenfeindlichkeit – bis hin zur Torheit des Kreuzes.“

Vor diesem Hintergrund kritisierte Metz die Anpassung der Kirche an gesellschaftliche Selbstverständlichkeiten – die Macht des Geldes, das in alle Bereiche eingedrungene Prinzip des Tausches, die Tugenden von Stabilität, Konkurrenzkampf und Leistung – und sprach die Vermutung aus, die Kirche habe nicht an Strahlkraft eingebüßt, „weil sie zu viel fordert, sondern weil sie eigentlich zu wenig zumutet bzw. ihre Förderungen zu wenig deutlich unter den Forderungen des Evangeliums selbst vorträgt“. Er forderte schließlich eine „gesamtkirchliche und gesamtgesellschaftliche Umorientierung“, wobei er die kirchliche Versöhnungsarbeit unter den „Primat der Versöhnung zwischen den armen und reichen Kirchen“ stellte und als Lebensmodell für die Christen eine Heiligkeit beschrieb, „die sich im Bündnis von Mystik und kämpferischer Liebe, die fremdes Leid auf sich zieht, bewährt“.

Wieder andere Akzente setzte Prof. *Karl Lehmann* (Freiburg) in einem Vortrag über die „Weltperspektive christlicher Zukunftserwartung“. Er bestimmte Zukunft im biblischen Sinn als „Antizipation des Kommens Gottes“, nicht als Extrapolation und Überhöhung der Gegenwart. Diese endgültige Zukunft Gottes ist in Jesus erschienen, womit die neue Zeit des Heils angebrochen, aber noch nicht erfüllt ist, so daß die Mächte des Bösen und des Todes weiterhin wirksam bleiben. Gemäß dieser Spannung müsse man der Versuchung widerstehen, endzeitliche Hoffnung und geschichtliche Welt, Heil und Wohl, Jenseits und Diesseits entweder einfach zur Deckung zu bringen oder auseinanderzureißen. Die Erfüllung dürfe nicht als Fortsetzung unserer Gegenwart verstanden, sondern könne nur negativ angedeutet werden: eine Welt ohne Tränen, ohne Schmerz. Die konkrete Geschichte sei einerseits der Ort, „wo die Welt so von innen her und radikal umgewandelt wird, daß sie selbst bis in das Geheimnis Gottes hineinreicht“; andererseits gebe es jedoch „zwischen geschichtlicher Weltverantwortung und endzeitlichem Heil bei aller Zusammengehörigkeit beider keine Harmonie, weil die endzeitliche Vollendung die konkrete Geschichte ‚aufhebt‘“. Folge: innergeschichtlicher Aktivismus sei ebenso eine Entartung der christlichen Hoffnung wie ein defaitistischer Quietismus.

## Antworten des Glaubens

Die verschiedenen Glaubensaussagen über Hoffnung und Zukunft wurden in weiteren Anläufen entlang den Inhalten des Credo expliziert. So standen jeweils ein Forum im Zeichen des Bekenntnisses zu Jesus Christus, zum Heiligen Geist, zur Kirche, zur Hoffnung auf ewiges Leben. Damit ist nicht gesagt, daß eine dogmatische Vorlesungsreihe gehalten worden wäre. Vielmehr wurden „theoretische“ oder auch mehr praktisch orientierte Ausführun-

gen zum Bekenntnis ergänzt durch Erfahrungsberichte, Anfragen, Diskussionen.

„*Die Zukunft hat einen Namen: Jesus Christus*“ – dieses Thema beherrschte nicht nur das gleichnamige Forum, sondern spielte auch in die anderen (ebenso wie in die beschriebenen „fundamentaltheologischen“) Veranstaltungen hinein. Im „christologischen“ Forum mit Prof. *Eugen Biser* (München) standen zunächst noch einmal die gegenwärtig schlechte Hoffnungskonjunktur, der „Hoffnungsverlust“, und die Wege und Umwege neuzeitlicher Hoffnungs- und Zukunftsverständnisse zur Debatte, bevor Jesus als „Ereignis der Hoffnung“ in die Mitte gerückt wurde. Die anschließende Diskussion, in der es hauptsächlich darum ging, wie der Mensch Gott als seine uneinholbare Zukunft erreichen könne, war eine nachträgliche Bestätigung für Biser, der gerade in dieser Frage sein Referat münden ließ; er beantwortete sie damit, daß er mit dem Bild der „offengehaltenen Tür“ – entgegen aller scheinbaren Unentrinnbarkeit, Verslossenheit und Zukunftsverfinsterung – Jesus als Zugang zu Gott beschrieb. Er könne uns den Weg eröffnen, weil seine eigene Lebensgestalt die einer „gelebten Gottesfrage“, gelebt mit allen Optionen, Schrecknissen und Beseligungen dieser Frage“ sei.

Die scheinbar noch spekulativere Frage nach dem *Geist Gottes* führte in dem Forum mit Prof. *Walter Kasper* (Tübingen) – bei dem auch die orthodoxe Theologie und die charismatische Erneuerung vertreten waren – in sehr konkrete Probleme und Postulate hinein. Kasper stellte den Grenzen, die nicht erst heute, aber heute in besonderem Ausmaß erfahren werden, den zukunftschaftenden, alle Grenzen aufsprenghenden Geist Gottes gegenüber. Gemäß den biblischen Aussagen bestimmte er den Geist als „Gottes Schöpfungs- und Geschichtsmacht“, durch die alles geschaffen ist, die alles trägt und ordnet und die – als Macht auch der Zukunft – alle Wirklichkeit über sich hinaustreibt und der Vollendung entgegenbringt, die sie aus sich nicht erreichen kann. Unsere Zukunft entscheide sich daran, ob wir uns in der metanoia diesem Geist Gottes öffnen, ob wir bereit sind zu einer radikalen Umkehr unserer ganzen Sicht- und Handlungsweise, ob wir bereit sind, statt evolutionär oder revolutionär allein „von unten“ her zu denken, die mit unserem Menschsein gesetzten Grenzen anzuerkennen und „von oben“ aus Gottes Geist zu leben und zu wirken. Der Geist Gottes mache nicht eng, sondern weit und weltoffen und aufmerksam für die unverfügbare Würde und das Geheimnis des Menschen, und dadurch ermögliche er ein Klima des Vertrauens und der Versöhnung.

Konkreter Ort und Maßstab des Geistes sei Jesus Christus. „Der Geist ist der Geist Jesu Christi“, er vermittelt die bleibende Aktualität Christi, vergegenwärtigt aber das Neue, das mit ihm gekommen ist, „nicht auf sture, sklavische, gesetzliche Weise“, sondern auf lebendige, prophetische Weise und ist insofern Prinzip der Freiheit. Im Geist werde schließlich das ermöglicht, was Nachfolge ausmacht: daß aus Umkehr Zukunft und daß aus der Kraft

der Vergebung Versöhnung erwächst. Daraus entwickelte Kasper Konsequenzen für die Kirche, die sich als Kirche des Geistes versteht: sie müsse ohne Angst, wie sie bei Progressiven und Konservativen anzutreffen sei, ihr Unterwegssein aushalten können, sie müsse eine charismatisch erneuerte Kirche mit einem neuen Kirchen- und Gemeindebewußtsein im Sinn der gemeinsamen Verantwortung aller und sie müsse eine Kirche der evangelischen Räte sein. Freiwilliger Verzicht auf Lebenssicherung durch Besitz, durch Eigenmächtigkeit und durch Geborgenheit in der eigenen Familie seien „charismatische Zeichen christlicher Freiheit“. Man könne diese Lebensform aber nicht gesetzlich verordnen. In diesem Zusammenhang kritisierte Kasper das Zölibatsgesetz. „Es erschwert eine emotionsfreie Diskussion, es verdunkelt mehr, als es erhellt.“ Der dadurch entstehende Schaden sei jetzt schon offenkundig genug, er werde in den nächsten Jahren katastrophale Ausmaße annehmen. „Es geht hier ganz vital um die Zukunft der Kirche.“

Die Frage nach der Zukunft der Kirche – weniger als Frage nach ihrem Überleben denn als Forderung, Zeichen der Hoffnung zu sein – wurde in einem Forum mit dem Bischof von Straßburg, *Léon Arthur Elchinger*, gestellt. Er ging – darin vom evangelischen Partner auf dem Podium bestätigt – von der Erschütterung des Vertrauens in die Kirche im Leben vieler Menschen aus. Er sah für diesen Vertrauensschwund mehrere Ursachen: die Kirche erwecke bei vielen Menschen immer noch den Anschein, nur am Jenseits orientiert zu sein; die Katechese sei vielfach unzureichend, weil sie bloß die wohlgeordnete Darlegung eines Systems biete, aber nicht in der Lage sei, Hoffnung wachzurufen und christliche Wahrheiten als vitale Elemente des Lebens zu präsentieren; schließlich habe die Nachkriegsgeneration – fixiert auf den Wunsch, den Kindern ein besseres Leben zu bieten – auf *die fordernde Seite des Christentums* weitgehend verzichtet und dadurch dessen Anziehungskraft geschwächt. Als Therapie empfahl Elchinger die Rückkehr zum Wesentlichen, die Weckung glaubwürdiger Zeugen und die Schaffung von „Gruppen der Verteidiger des Glaubens“ – so nannte er kleine Gemeinschaften, von denen apostolische Dynamik und eine Erneuerung der Kirche zu erwarten sei. Die Pfarreien sollten seiner Ansicht nach in Föderationen solcher Gruppen umgewandelt werden. Hauptsächlich werde die Neubelebung der Hoffnung das Werk der Laien sein. Zeichen der Hoffnung könne die Kirche erst dann wieder werden, wenn viele Menschen Christen begegneten, die durch eine Art „Hoffnungspakt“ verbunden seien und keine Angst davor hätten, mit dem modernen Unglauben konfrontiert zu werden.

Hoffnung verdient diesen Namen nur, wo sie auch dem Tod standhält. Dem entsprach, daß ein Höhepunkt unter den „theologischen“ Veranstaltungen das Forum „Der Tod – Ernstfall der Hoffnung“ war, bei dem der Freiburger Religionsphilosoph *Bernhard Welte* ein mit besonders viel Zustimmung aufgenommenes Referat hielt und in das

Erfahrungen des Mediziners, des Juristen, des Theologen und Seelsorgers sowie eines Offiziers, der das Sterben in Krieg und Gefangenenlager gesehen hatte, eingebracht wurden. Der Ernst des Todes – so Welte – liege eigentlich jenseits aller Vergleichbarkeit, insofern es in ihm, irreversibel und unumkehrbar, um schlechthin alles geht. Angesichts des Todes stehe der Mensch vor der Alternative, sich der Hoffnung zu versagen, wodurch – konsequent gedacht – alles seinen Sinn verliere, oder an den lebendigen Gott zu glauben und von ihm das Gericht und unvergängliches Leben zu erhoffen (jenseits dieser Alternative gebe es nur den – freilich oft begangenen – Weg der Verdrängung). Hoffnung habe also nur Sinn, „wenn sie den Tod, den großen Ernstfall, zu durchleuchten vermag mit der Zuversicht auf das ganz Andere, auf Gott“. „Daß wir dies dürfen, ist das höchste Geschenk, das Jesus der Sohn Gottes uns geschenkt hat, und es ist zugleich die kühnste Herausforderung an die Kraft unseres Glaubens und Hoffens.“ Diese Hoffnung sei dann nicht auf den Tod „begrenzt“, sondern ermögliche ein Leben ohne Angst, befreit zu den irdischen Aufgaben und Hoffnungen. Welte schloß: „Der Tod ist der Ernstfall der Hoffnung, und die Hoffnung, die diesen Ernstfall ernst nimmt, ist der große Segen über alles.“

## Konkretisierungen

Daß sie Ernstfälle der Hoffnung im Sinn von Bewährungsproben zum Gegenstand hatten, das war im Grunde genommen der gemeinsame Nenner aller übrigen Katholikentagsveranstaltungen. Damit soll nicht gesagt sein, daß bei den „theologischen“ Veranstaltungen die Dimension der Glaubensreflexion isoliert gewesen wäre. Sie bildete zwar den Schwerpunkt, war aber schon dort vermittelt mit Glaubenserfahrung und gläubiger Praxis. Ausdrücklich wurde nach christlicher Praxis auf „Exerzierfeldern“ gefragt, die dreierlei gemeinsam haben: daß sie menschliche Grundsituationen betreffen, daß die Christen den Anspruch erheben, dazu etwas eigenes sagen zu können, und daß sie gegenwärtig besonders in der Diskussion stehen.

Am ehesten für Kontroversen gut schien das Thema *Ehe*. Es wurde sogar auf zwei Foren besprochen, das eine Mal unter dem Gesichtspunkt des Ja zu lebenslanger Bindung (auf diesem Forum kamen auch die Bindungen zur Sprache, die Priester und Ordensleute eingehen), das andere Mal unter dem Gesichtspunkt des Ja zum Kind. Die Lage war schnell durch einige Zahlen verdeutlicht: man sprach davon, daß jedes Jahr 100 000 Ehen geschieden würden, ein Viertel der jungen Familien kinderlos und nur 60% der katholischen Paare, die zusammenleben, kirchlich getraut seien. Der Wind blase also den Familien kräftig ins Gesicht. Ursachenforschung und Therapievorschläge bewegten sich in zwei Richtungen. Zum einen wurde die – ihrer Wertschätzung durch die Verfassung hohnsprechende – Abwertung von Ehe und Familie in der Öffentlichkeit kritisiert; die Christen sollten unter sich und in

der Öffentlichkeit „, das Gespräch endlich wieder auf die positive Seite der Medaille Familie bringen und diejenigen, die im Egoismus zu zweien die Dimension Zukunft verloren haben, wachrütteln und den ängstlich und unsicher Gewordenen Mut machen“ (so die frühere saarländische Sozialministerin *Rita Waschbüsch*).

Zum anderen wurden Zweifel an der Angemessenheit der katholischen Ehelehre geäußert; es fehle an „brauchbarem Rüstzeug, an Argumentationsmaterial, an griffigen und überzeugenden Formeln“; die Ehelehre kranke daran, daß der entsprechende Unterricht oft von Menschen erteilt werde, die als „Zölibatsgeschädigte selbst kein ungebrochenes Verhältnis zur Ehe haben und vor lauter Problematisieren das Wesentliche vergessen“ (so der Mediziner Prof. *Bernhard Wuermeling*, der im übrigen die naturwissenschaftlichen Defizite innerhalb der katholischen Ehelehre beanstandete). Positiv wurden Ansätze im Beschluß der Gemeinsamen Synode über Ehe und Familie hervorgehoben, weil dort die Ehe als Chance sichtbar gemacht werde, die der Mensch erhalte, insofern er sich bereits in dieser Welt angenommen wissen könne. Ebenso werde die Notwendigkeit verständlich gemacht, daß dieses Sichannehmen einer Verankerung außerhalb bedürfe, vor Zeugen, in einer Institution, letztlich in Gott.

Eine Korrektur von Klischeevorstellungen und Pauschalurteilen über das *Alter* wurde in einem weiteren Forum gefordert. Der Münsteraner Psychologe Prof. *Norbert Erlemeier* setzte der Behauptung, Alter sei ein fortschreitender Rückbildungsprozeß, die These entgegen, es sei ein „Prozeß der aktiven Auseinandersetzung mit bestimmten Entwicklungsaufgaben des höheren Erwachsenenalters“. Das klingt zwar etwas arg euphemistisch, könnte aber für den leicht ins Mitleidige gehenden Umgang mit alten Menschen befreiend wirken. Wichtig schienen gerade in diesem Forum die praktischen Hinweise, etwa auf ein Modell, wie Altenarbeit gemeinsam mit alten Leuten gestaltet werden kann, so daß sie sich nicht bloß betreut, sondern verantwortlich fühlen.

In beeindruckender Weise wurden in einem Forum die Katholikentagsteilnehmer mit dem Schicksal lebenslang *Behinderter* konfrontiert. Man redete weniger über sie und ließ sie statt dessen selbst zu Wort kommen. Der Vorsitzende des Deutschen Katholischen Blindenwerkes erinnerte an das Grundproblem im Umgang mit Behinderten: daß ihre Hilflosigkeit Mitleid provoziert, sie aber gerade darauf warten, daß man zwar ihren Schwierigkeiten Verständnis entgegenbringt, aber unbefangen mit ihnen umgeht (wie dies, das verdient registriert zu werden, auf diesem Katholikentag allenthalben geschah). „Nicht der Behinderte ist zu bedauern, sondern die Gesellschaft, die ihn ablehnt“, sagte der an den Rollstuhl gebundene Sprecher der „Fraternität der Körperbehinderten und Langzeitkranken“. Viele seiner Leidensgenossen verwirklichten ihr Leben in bewunderungswürdiger Weise, sie würden in der Kraft des Glaubens ihrem scheinbar sinnlosen Dasein Sinn und Gehalt geben.

Ein Bewährungsfeld christlicher Zukunftserwartung, das in den letzten Jahren zunehmend an Aktualität gewonnen hat, ist schließlich das Syndrom *wissenschaftlicher Fortschritt und Energieproblematik*. Es wurde auch in Freiburg bei mehreren Gelegenheiten diskutiert. Dabei überwog die Skepsis in bezug auf die Entwicklung von Wissenschaft und Technologie, deren Gefahren im Sinn der zunehmenden Machbarkeit im technischen, medizinischen und gesellschaftlichen Bereich wesentlich stärkere Aufmerksamkeit fanden als die Hinweise auf die Lebensmöglichkeiten, die der modernen Technik zu verdanken sind. Auch im „Forum academicum“ in der Universität wurde von verschiedenen Seiten auf die Grenzen der Wissenschaft verwiesen: der Philosoph *Max Müller* plädierte in einem nüchtern-emotionslosen Statement für die von den Einzelwissenschaften nicht zu leistende philosophische Reflexion auf den Sinn und die Verantwortung der Wissenschaft (eine Reflexion, die aber nur leisten könne, wer eine Einzelwissenschaft wirklich kennt), der Präsident der Münchener Universität, Prof. *Nikolaus Lobkowicz*, forderte eine selbstkritischere Einschätzung der Sozialwissenschaften, und der Freiburger Humangenetiker Prof. *Carsten Bresch* warnte einerseits vor einer zu schnellen theologischen Qualifikation wissenschaftlicher Forschung, ihrer Experimente und Ergebnisse, und forderte andererseits, es müßten Brücken zwischen der Welt des Glaubens und der Welt der Wissenschaft gebaut werden, wenn unser Planet nicht zerstört werden solle (bedenkenswert sein Vorschlag, den Theologiestudenten in den ersten Semestern naturwissenschaftliches Grundwissen zu vermitteln, damit sie wenigstens annähernd von dem eine Ahnung haben, was die moderne Zivilisation prägt).

Beim *Umweltforum* über Atomenergie gab es erhebliche Mißverständnisse zwischen dem Podium und dem Plenum. Während das Podium mehrheitlich für eine differenziert positive Sicht dieser Energiequelle votierte (kritisch äußerten sich lediglich der F.D.P.-Abgeordnete *Schött* und der Freiburger Universitätsrektor Prof. *Stoeckle*), empfand – wie sich an den Beifalls- und Mißfallenskundgebungen zeigte – die überwiegende Mehrheit des Publikums die Kernenergie als Bedrohung. In der Diskussion meldeten sich nur Kernkraftgegner zu Wort.

## Brennpunkt Dritte Welt

Energiesparen – neuer Lebensstil – Solidarisität mit den Völkern der Dritten (und Vierten) Welt, dieser Dreiklang wurde – genauso übrigens wie bei den beiden letzten Evangelischen Kirchentagen in Frankfurt (vgl. HK, Juli 1975, 361 ff.) und Berlin (vgl. HK, Juli 1977, 357 ff.) – sehr häufig angeschlagen. Der vielverwendete Slogan „Anders leben, damit andere überleben“ war nicht nur auf dem stark überfüllten gleichnamigen Forum präsent (bei diesem Thema seien „die Bedeutung und das Interesse kongruent“, meinte der Leiter des Forums). Die ungelösten Weltprobleme, wie Bevölkerungswachstum, Hunger,

Ausbeutung der Rohstoffe, Raubbau an der natürlichen Umwelt, Aufrüstung, wurden immer wieder anvisiert und als moralische Herausforderung beschworen. Große neue Rezepte für die Lösung dieser Probleme wurden kaum sichtbar, dafür aber die deutliche Bereitschaft – ob sie nur eine Feiertagsstimmung bleibt? –, sich auf sie einzulassen und im persönlichen Lebensstil, aber auch im öffentlichen Bereich initiativ zu werden.

Über die Dritte Welt wurde nicht nur geredet, man ließ sie sich auch selbst darstellen. In den einschlägigen Foren standen nicht deutsche Experten, sondern Gäste aus Ländern der Dritten Welt im Mittelpunkt. Aus berufenem Munde wurde den Katholikentagsteilnehmern auf diese Weise ein Gespür dafür vermittelt (oder zumindest ermöglicht), wie unterschiedlich die Fragen sind, die trotz aller Gemeinsamkeiten die Länder und entsprechend auch die Kirchen in den einzelnen Regionen bewegen.

Die *Afrikaner* sahen sich vor allem durch das Bemühen um Authentizität und die explosive Lage im südlichen Afrika gefordert. Was *Südafrika* betrifft, so wurde auf das Dilemma verwiesen, daß es zwar ein christliches Land, aber konfessionell so zersplittert ist, daß keine gemeinsame christliche Option möglich ist (wobei die Katholiken mit ca. 2 Millionen nur eine Minderheit unter 26 Millionen Südafrikanern darstellen). Der schwarzafrikanische Bischof *Peter J. Butelezi* unterstrich die Schwierigkeit, die Unantastbarkeit der Ehe zu verkündigen, während gleichzeitig die Gesetze ein geregeltes Familienleben für die Schwarzen in den Homelands unmöglich machten. Zur hierzulande vieldiskutierten Frage des Wirtschaftsboykotts äußerte sich Butelezi mit einem Sowohl-Als-Auch: er sprach sich gegen einen allgemeinen Boykott aus, meinte aber, es könne nützlich sein, wenn sich verschiedene Firmen langsam zurückzögen. Unter einem wesentlich optimistischeren Vorzeichen stand das Reden von der *Authentizität*. Hier spielte der Hinweis auf die Funktion des „Palavers“ bei den Afrikanern eine wichtige Rolle: Liebe zum Dialog, zu Kommunikation, Freundschaft, Geselligkeit. Das Volk könne es nicht verstehen, wenn Bischöfe oder Priester keine Zeit hätten – das verschärft natürlich noch die pastoralen Engpässe, zeigt aber, daß wir in der Tat, wie gesagt wurde, von den Afrikanern einiges lernen können.

Unterschiedliche Schwerpunkte wurden für die Aufgabe der Kirche in *Asien* gesetzt. An den Beispielen Indiens und Indonesiens wurde dargetan, wie die Kirche auf demselben Kontinent in einem Land entscheidend durch die religiöse Umwelt, im anderen durch die soziale Not gefordert sein kann. Ein indischer Bischof erklärte, der Kirche in Indien müsse es gelingen, eine Haltung der Demut und Selbstentäußerung glaubwürdig zu machen, sonst würde sie sich umsonst bemühen, Zeichen und Sakrament Jesu Christi zu werden. Noch eine Stufe grundsätzlicher setzte der seit Jahrzehnten in Indien lebende Steyler Pater *Georg Proksch* (der mit einer Tanzgruppe bei dem Forum indische Tänze aufführte) an: das Christentum sei in Indien

immer noch ein Fremdkörper, die Mission habe die Seele der Inder noch nicht erschlossen, wobei von ihnen insbesondere das autoritative Sprechen im Namen Gottes als Zwang abgelehnt werde.

Die Berichte über die Notwendigkeit des sozialen und politischen Engagements der Kirche in Indonesien schienen wesentlich weniger damit als mit der Lage der Kirche in *Lateinamerika* verwandt zu sein. Das diesbezügliche Forum hinterließ bei vielen Teilnehmern einen zwiespältigen Eindruck: auf der einen Seite wurde von einem in Nordbrasilien arbeitenden Franziskanerpater ein sehr plastisches Bild von seiner Diözese – mit ihrem Armeleute-Bischof und aktivierten Laiengruppen als Fundament der Seelsorge – gegeben, auf der anderen Seite wurde vom Hauptreferenten, *P. Bonaventura Kloppenburg* (Bogotá), ein doch wohl „geschöntes“ Bild der Geschichte (er sprach vom „heroischen Jahrhundert der Evangelisierung“ nach der Eroberung Lateinamerikas) und ein vereinfachendes Bild der innerkirchlichen Lage der lateinamerikanischen Kirche gegeben (ob man von interner Aufspaltung der lateinamerikanischen Kirche wegen radikalisierter Gruppen sprechen kann, während die Kundigen wissen, daß vielmehr Differenzen zwischen der von P. Kloppenburg innerhalb des CELAM vertretenen Linie und derjenigen ganzer Bischofskonferenzen bestehen?). Die lateinamerikanischen Gesprächspartner vertraten auch anders nuancierte Sichtweisen. Bedenkenswert war, daß sich die allererste Frage – in einem politisch-sozial gewiß sehr „sensibilisierten“ Publikum – auf die Möglichkeit der Priesterweihe für die die Gemeindegarbeit tragenden Laien bezog. Die Antwort fiel doppelt aus: man müsse diese Frage an den neuen Papst weitergeben; nicht alle von den Betroffenen wollten Priester werden.

## Jugend auf der Suche

Es ist nicht mehr als eine Beschreibung – insofern also nicht, wie ein Fernsehkommentator meinte, eine unbrüderliche Redeweise –, wenn man von einem Katholikentag der Jugend spricht. Auf den Straßen, in den Kirchen, bei den Foren – so gut wie überall war sie in der Mehrheit oder zumindest die stärkste Altersgruppe. Was sie am Katholikentag interessierte, waren zum Teil die *Themen*. Man sah es an der Zusammensetzung des Publikums bei Foren, die sich mit Komplexen wie Dritte Welt, Zukunftsprobleme, existentielle Glaubensfragen (auffallend, wie stark die Jugend beim Forum über den Tod als Ernstfall der Hoffnung vertreten war) befaßten.

Wo das Interesse der Jugendlichen liegt, wo sie zum Engagement bereit sind, wurde in einem Forum („Jugend im Jahre 2000“) deutlich, in dem u. a. Jugendgruppen anhand von *sechs Beispielen* demonstrierten, wie das Thema des Katholikentags umgesetzt werden könne. Dabei wurde eine Sternwanderung in andere Länder vorgestellt, durch die Menschen zueinander finden können. Eine Gruppe stellte ihre Arbeit in der Betreuung von Gastarbeiterkindern dar, eine weitere berichtete von einer Begegnung mit

jungen Afrikanern, mit denen zusammen sie ein Zeltlager durchgeführt und dabei die Bevölkerung mit den Problemen Afrikas konfrontiert hatte. Zwei Rollstuhlfahrer berichteten, wie sie zusammen mit Pfadfindergruppen versuchten, Leidensgenossen Hoffnung zu geben. Dann wurde ein Spiel mit dem Namen „Developy“ präsentiert, das Ähnlichkeiten mit dem inzwischen einigermaßen moralisch in Verruf geratenen „Monopoly“ aufweist und in dem die Spieler mit den Problemen der Dritten Welt, der Unterdrückung in verschiedenen Ländern und den Gefahren der Zivilisation vertraut gemacht werden. Schließlich berichtete ein ehemaliges Mitglied der „Kinder Gottes“ von der Erfahrung mit einer der sogenannten Jugendreligionen. Sie mutmaßte, viele Jugendliche seien „ausgeflippt“, weil sie mehr tun wollten, als von ihnen verlangt würde. Die sektiererischen Gruppen würden scheinbar bieten, was sie suchen: Liebe, Familie, Gespräch. Wenn man ihrem Einfluß vorbeugen wolle, sei es deshalb notwendig, auf allen Ebenen Räume zu schaffen, in denen man sich finden, über den Glauben sprechen oder auch gemeinsam beten könne.

Auf dem Katholikentag gab es diese Möglichkeiten. Offensichtlich noch mehr als die Beschäftigung mit bestimmten Themen – die manchmal durch die Überfüllung der Räume überdies verunmöglicht war – zog die Jugendlichen die *Sehnsucht nach dem Erlebnis der größeren Gemeinschaft*, des Zusammenseins und nach nichtalltäglichen Formen der Frömmigkeit an. Die Begeisterung, mit der sie sich stundenlang um *Roger Schutz* oder Mutter *Teresa* scharten, ist dafür ein deutliches Symptom (wobei sowohl der Prior von Taizé wie Mutter Teresa auch noch für das stehen, was die Jugendlichen sachlich interessiert). Für innerkirchliche Fragen bringen sie dagegen offensichtlich nicht viel Verständnis auf. Das mag zunächst beruhigend sein, dürfte aber auch dafür sprechen, daß sich die Suche dieser Jugendlichen weniger auf die Kirche als auf freie, institutionell möglichst wenig vereinnahmte Formen der Religiosität und auf Möglichkeiten praktizierter Solidarität in überschaubarem Rahmen richtet. Es wäre deshalb eine große Illusion, zu meinen, man könne das in Freiburg geflossene Wasser ohne weiteres auf die Mühlen des alltäglichen kirchlichen Lebens leiten. Man muß von der Kirche her diese Jugendlichen erst noch suchen, damit sie bei ihr finden können, was sie suchen.

Daß es dabei auf beiden Seiten noch einiger Lernbereitschaft bedarf, belegten die an einem Abend *von den Jugendlichen selbst gestalteten Jugendforen*. Nicht nur dort, aber dort besonders, wurde sichtbar, daß die Gegensätze zwischen der jüngeren und der älteren Generation zwar nicht unüberbrückbar sind, daß aber die Jugend weder „einig“ noch „mit allem einverstanden“ ist (Prof. Maier). Bezeichnenderweise zogen die Jugendforen über Normen sowie über Partnerschaft und Sexualität die meisten Interessenten an (für das sonst gefragte Thema Dritte Welt blieb kaum noch etwas übrig). Die Vertreter von Kirche und Theologie hatten es dabei nicht leicht. Die Diskussionen

waren recht lebhaft, aber – immerhin – kaum aggressiv. Man nahm sich – da und dort etwas staunend – gegenseitig zur Kenntnis.

Als keinesfalls groß erwies sich das politische Interesse der Jugendlichen. Symptomatisch dafür war, daß das politische Jugendforum kein großes Publikum hatte, das außerdem einen geringeren Anteil an Jugend aufwies als die meisten „normalen“ Veranstaltungen; und das obwohl sich prominente Politiker stellten, denen man die Fähigkeit zum Gespräch mit der Jugend zutraut (*Norbert Blüm/CDU*, *Hans Koschnick/SPD*, *Hermann Höcherl/CSU* und *Günter Verheugen/FDP*).

### Politisch oder unpolitisch?

Das politische Hauptthema des Katholikentags war – im Vorfeld der Direktwahlen zum europäischen Parlament gerade an der Zeit – *Europa*. Es sollte eine der durchlaufenden Perspektiven abgeben, wovon man aber nicht allzuviel merkte (außer daß zahlreiche Repräsentanten aus Nachbarländern anwesend waren, und daß ein Forum über „Geistliche und pastorale Aufbrüche in unseren Nachbarländern“ einen Blick über die Grenzen warf). Das Thema blieb im wesentlichen der Europakundgebung am Samstagabend vorbehalten. Eine solche Großveranstaltung ist naturgemäß wenig geeignet, Verständnis für die anstehenden Sachfragen zu vermitteln und Aufgeschlossenheit für möglicherweise erforderliche unbequeme Maßnahmen zu wecken. So wurden auf dem Katholikentag zu Europa praktisch nur Bekenntnisse abgelegt und Absichtserklärungen abgegeben.

In der Hauptrede der Kundgebung appellierte der belgische Ministerpräsident *Leo Tindemans* an die Christen, aus Europa einen Kontinent der Einheit, der Freiheit, der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und des sozialen Fortschrittes zu schaffen. Er hob dabei vor allem auf die Bedeutung der kulturellen und geistigen Entwicklung sowie auf die Notwendigkeit der freien und überzeugenden Entfaltung der Religionen ab. Die Überzeugung, daß es gerade christliche Auffassungen sind – wie die Würde des Menschen, der Versöhnungsgedanke, die Solidarität –, die zum Streben nach europäischer Einheit verpflichten und sie als Ziel anvisieren, kontrastierte Tindemans mit der kritischen Feststellung, daß in der Vergangenheit Individuen, Stände, Länder und auch Kirchengemeinschaften den europäischen Geist vielfach verraten hätten. Wenn es heute mit der christlichen Kultur Europas abwärts zu gehen drohe zugunsten eines Neu-Heidentums, das uns aus Ost und West und nicht zuletzt als Folge unserer eigenen Entwicklung überflute, sei es die Aufgabe der Kirche, ihre politische Berufung in der Förderung der geistigen Erneuerung zu sehen: „Wenn wir wahrhaft europäische Christen werden und wirklich an der Verwandlung der Welt mitwirken wollen, dann müssen wir existentiell zu der Einsicht kommen, daß unsere Schwäche unsere Stärke ist, daß wir unser Leben verlieren müssen, um es zu gewinnen. Dieses Umdenken im Geiste Christi, diese

geistige Erneuerung steht am Anfang des Weges nach Europa.“

Auch Bundeskanzler *Helmut Schmidt*, der die Gelegenheit nutzte, den belgischen Ministerpräsidenten und Vorsitzenden der Europäischen Volkspartei als „meinen Freund“ zu grüßen, blieb in seiner Rede beim Grundsätzlichen. Er warnte vor Träumen von einem „christlichen Abendland“; solche Formeln würden die religiöse, geistige, weltanschauliche und politische Pluralität einengen, ohne die Europa nicht leben könne. Christliche Traditionen ließen sich heute nur vermitteln, wenn die Christen die Pluralität der Gesellschaft bejahten. Wenn freilich „wir Christen“ die Werte des Christentums in diese Gesellschaft einbrächten und in allen politischen Kräften wirksam werden ließen, dann gebe es Hoffnung.

Gewiß war diese Veranstaltung eine eindrucksvolle Bekundung des Willens zur europäischen Einheit, aber sie litt darunter, daß das Problem der Deckungsgleichheit bzw. Differenz von Europa und EG ziemlich ungeklärt blieb und daß überhaupt Modelle, Konkretionen im Sinn der inspirierenden Beschreibung von zu erreichenden Zwischenstationen nicht geboten wurden (die Beschwörung des Konklaves als Modell europäischer Einheit durch Kardinal *Höffner* konnte da kaum weiterhelfen).

Aber ähnlich war es auch bei anderen politischen Veranstaltungen, wo zwar politische Grundsatzforderungen gestellt bzw. diskutiert, aber kaum politische Realisierungsmöglichkeiten aufgezeigt wurden für eine Gesellschaft, die ja nicht ausschließlich aus engagierten Christen besteht. In diese Richtung tendierten auch einige Passagen der Rede von Prof. Maier bei der Hauptkundgebung, in denen die Verantwortung für Entwicklungen, mit denen die Christen nicht konform gehen können, einfach dem Staat zugeschoben wurde: „Darum sagen wir deutsche Katholiken den politisch Verantwortlichen in aller Deutlichkeit: ein Staat, der den Schutz des ungeborenen Lebens verringert, statt ihn zu stärken, ein Staat, der Ehe und Familie nicht mehr als Lebensordnungen begreift, sondern nur noch isolierte Interessen von Männern, Frauen, Kindern sieht, ein Staat, der die Notwendigkeit des Generationenopfers nicht mehr begründen kann, weil er selbst nicht mehr an seine Zukunft denkt und für sie vorsorgt – ein solcher Staat mag sich vielleicht noch von Kompromiß zu Kompromiß fristen, er ist aber keine Sicherheit und keine Zukunft für die Bürger.“

Ein – sicher etwas krasses – Beispiel für das Unverhältnis zwischen politischer Argumentation und ethisch-religiöser Gesinnung war ein Forum (u. a. mit Bürgermeister *Koschnick* und Ministerin *Hanna-Renate Laurien*), bei dem sich *Hildegard Goss-Mayr* (Wien) als Teilnehmerin des Podiums für das christliche Prinzip der Gewaltlosigkeit einsetzte, was zur Folge hatte, daß sie das Podium, das sich um eine Begründung der Notwendigkeit von Wehrdienst, Verteidigungsbereitschaft etc. bemühte, gegen sich und das Publikum – soweit es sich vernehmbar machte –

geschlossen hinter sich hatte. Das Ergebnis war ein Schlagabtausch, keine Diskussion.

Festhalten muß man demgegenüber, daß man in den Foren einigermaßen für politische Ausgewogenheit gesorgt hatte (wenngleich es immer noch auffallende Schlagseiten zur Union gab), und daß man sich bei aller Hitzigkeit mancher Diskussionen in der Regel der Toleranz befleißigte. Ein Schlaglicht: als ein Diskussionsredner die sozial-liberale Koalition für den sittlichen Verfall in der Bundesrepublik verantwortlich machte und die Forderung erhob, den Bundeskanzler auf dem Katholikentag nicht reden zu lassen, ertotete er Pfiffe und Protestrufe der überwiegenden Mehrheit des Auditoriums.

## Ökumenisch unterbelichtet

Wenn man gerade in politischer Hinsicht die Interessenlagen und Argumentationsweisen der Teilnehmer (nicht unbedingt der geistlichen bzw. politischen Repräsentanten), insbesondere der Jugend, mit dem vergleicht, was auf den letzten beiden Kirchentagen geäußert wurde, entdeckt man auffallende Parallelen. Die verschiedenen konfessionell profilierten sozialetischen Ausgangspositionen scheinen offenbar nicht mehr das hohe Gewicht zu haben, das man ihnen gern zuschreibt. Um so interessanter wäre es gewesen, diese Positionen – in ihren Differenzen und Parallelitäten – einmal öffentlich zu diskutieren, am besten zwischen Spitzenvertretern der beiden großen deutschen konfessionellen Laienbewegungen. Zu etwas derartigem kam es leider nicht.

Überhaupt fehlten ökumenische Signale. Man hatte zwar ganz unspektakulär und selbstverständlich – und deshalb sehr sympathisch – Redner und Diskussionspartner aus anderen Kirchen in die Veranstaltungen einbezogen (u. a. den Generalsekretär des Kirchentages, *Hans Hermann Walz*, Rektor *Wolfgang Dietzfelbinger*, *Christa Meves*, den orthodoxen Theologen *Nikos A. Nissiotis*, Präsident der Genfer Kommission für Glauben und Kirchenverfassung); der amtierende Präsident des Evangelischen Kirchentages, *Klaus von Bismarck*, war anwesend, und als er in seinem Grußwort bei der Schlußkundgebung zur Teilnahme am Kirchentag nächstes Jahr in Nürnberg einlud, empfand man es gar nicht als etwas Besonderes, weil die gegenseitige Einladung inzwischen zur guten Übung geworden ist (dagegen konnte man sich – anders als beim Kirchentag – immer noch nicht entschließen, einen Repräsentanten der anderen Konfession in den Schlußgottesdienst einzubeziehen, z. B. mit einer Lesung oder einem Gebet). Trotzdem war in puncto Ökumene wenig von der Zuversicht des Katholikentagsmottos zu spüren.

Besonders gilt das für die eigentlichen ökumenischen Veranstaltungen. Beim *ökumenischen Gottesdienst* auf dem Münsterplatz mit dem Freiburger Erzbischof, dem badischen Landesbischof, dem griechisch-orthodoxen Metropoliten von Deutschland und dem Superintendenten der baden-württembergischen Methodisten bekamen die sehr

zahlreichen Gottesdienstteilnehmer kaum hoffnungsfrohe Töne zu hören. Landesbischof *Heidland* stellte (anknüpfend an eine Lesung aus dem Propheten Zefanja: 3, 16–20) fest, die Ökumene sei ins Hinken gekommen, „vielleicht weil sie zu große Sprünge gemacht hat“. Er würdigte zwar, daß Vorurteile über den Haufen geworfen und neue Akzente gesetzt worden seien, warnte aber zugleich vor den gar nicht aktuellen Gefahren der gegenseitigen dogmatischen Anpassung und der Überwindung der Differenzen in einer dritten Konfession. Auch die Mahnung von Erzbischof *Saier* zu Nüchternheit, seine Warnung vor der Begeisterung des Augenblicks sowie seine Aussage, entscheidender als gemeinsame Vereinbarungen seien die Bereitschaft zur inneren Bekehrung und das Wachstum in der Treue zur eigenen Berufung, waren – so richtig sie in sich sein mögen – kaum eine Antwort auf ökumenische Erwartungen, die sich an das kirchliche Amt richten.

In den Foren war wiederholt auf die Ökumene als Aufgabe hingewiesen worden, am deutlichsten von Prof. Walter Kasper: „Unsere Generation würde vor der Geschichte und vor dem Geist Jesu versagen, wenn es uns nicht gelingt, die gegenwärtige Stagnation im ökumenischen Bereich zu überwinden, um das Sakrament der Einheit und der Versöhnung bald gemeinsam zu feiern. Wir dürfen in dieser Frage unsere Bischöfe nicht in Ruhe lassen.“ Ein *ökumenisches Forum* am Samstag lieferte eher einen Beweis für die Stagnation als einen Impuls gegen sie. Auf dem Podium war nicht einmal ein den Teilnehmern der anderen Konfessionen im Rang vergleichbarer katholischer Gesprächspartner vertreten. Es gab einige ausgewogene Statements, sonst nichts. Dafür kam einmal mehr zum Vorschein, wie groß auch unter praktizierenden Christen die Ignoranz in ökumenischen Fragen noch ist (ein Diskussionsredner lokalisierte die Kirchenspaltung zwischen Ost und West in die Zeit der christologischen Auseinandersetzungen im 4. Jahrhundert!). Es wäre eine Überlegung wert, ob man nicht auf dem Katholikentag in Zukunft mehr Informationen über andere Konfessionen (am besten durch sie selber vermittelt) Raum geben sollte.

Im Unterschied zur innerchristlichen war die *christlich-jüdische Ökumene* sehr eindrucksvoll präsent: mit einem gelungenen jüdisch-christlichen Gottesdienst und substantiellen Reden (u. a. Rabbiner *N. P. Levinson*, Prof. *Franz Mußner*, Prof. *Metz*). Metz fragte in seinem Referat „Dialog statt Mission“: „Täusche ich mich, wenn ich den Eindruck habe, daß wir Christen in diesem Dialog selbst schon wieder viel zu viel reden, viel zu viel von uns und unseren Vorstellungen über das Judentum, das Alte Testament und die jüdische Religion?“; die Katastrophe des europäischen Judentums müsse „Anlaß für eine radikale Rückfrage der christlichen Theologie nach sich selbst“ sein. Metz schlug vor, die deutschen Bischöfe sollten, wenn sich im November die Reichskristallnacht zum vierzigsten Mal jährt, „endlich jenen Hirtenbrief schreiben, den sie schon vor Jahrzehnten hätten schreiben müssen“, um dem Vergessen, Verdrängen oder gar Verfälschen der Katastrophe von Auschwitz entgegenzuwirken.

## Hoffnungszeichen?

Der diesjährige Katholikentag war mit dem Vorsatz angetreten, von „innerkirchlicher Nabelschau“ (womit hoffentlich nicht Reformbereitschaft gemeint war) weg- und zum ursprünglichen Glaubenszeugnis und zum Engagement in der Gesellschaft hinzuführen. Diese Absicht hat er eingelöst. Er hat gezeigt, daß man sich sehr wohl auch mit „modernen“ Theologen über den Glauben verständigen kann, daß Offenheit für Gottesdienst und geistliche Vollzüge besteht, daß es Bereitschaft zu solidarischem Engagement in der Gesellschaft gibt, und er hat gezeigt, daß die Christen das Feiern doch noch nicht ganz verlernt haben.

Zwei Dinge sollte man allerdings in der Bilanz nicht vergessen: 1. Wo man bei der Vorbereitung den Mut zur Kontroverse gezeigt hat, hat sich das ausgezahlt. Spannungen auszutragen ist zukunftsfruchtiger, als sie unter den Teppich zu kehren. Man darf deshalb dem nächsten Katholikentag noch mehr Mut zur kontrovers geführten Diskussion wünschen.

2. Die fein säuberliche *Trennung zwischen innerkirchlichem Bereich und gesellschaftlichem Einsatz* der Christen (den Laien zugewiesen) ist nicht ohne weiteres möglich. Die Glaubwürdigkeit der Kirche *nach „außen“* hängt auch davon ab, wie sie mit ihren inneren Problemen fertig wird (daß das Interesse daran immer noch beträchtlich ist, zeigten zwei Veranstaltungen – die eine davon sehr gut besucht – zum Thema Synode, bei denen Ergebnisse der Synode, besonders aber der synodale Stil des Umgangs zwischen Bischöfen, Priestern und Laien „eingeklagt“ wurden); ihr *innerer* Zustand wird auch durch die Art beeinflusst, wie sie sich gesellschaftlichen Herausforderungen stellt. Laien und Amtsträger haben dabei zwar unterschiedliche Verantwortungsbereiche und Kompetenzen, aber weder haben die Laien in Sachen des Lebens und Glaubens der Kirche bloße Befehlsempfänger, noch haben die Amtsträger in Sachen des gesellschaftlichen Engagements bloße Zuschauer zu sein. Über der Verschiedenheit der Aufgaben darf die Gemeinsamkeit des Zeugnisses nicht vergessen werden.

Der Freiburger Katholikentag hat Signale der Hoffnung gegeben. Ob daraus ein Aufbruch innerhalb des deutschen Katholizismus wird, ob – insbesondere – die Begeisterung der Jugend mehr als nur ein wenige Tage brennendes Strohfeuer war, bleibt vorerst eine offene Frage. Vielleicht wird man darüber etwas mehr wissen, wenn der 86. Deutsche Katholikentag 1980 in Berlin zusammenkommt. Die Freiburger Tage sind ein Versprechen, nicht mehr und nicht weniger. Man kann es nicht durch selbstsicheren Optimismus („wir sind wieder wer!“) einlösen, sondern nur dadurch, daß man die Lichter der Hoffnung nicht ausbläst und weitere Zeichen der Hoffnung setzt.

Hans Georg Koch